

Begrüßung zur Verleihung der Gottfried Wilhelm Leibniz-Preise



Peter Strohschneider

Es gilt das gesprochene Wort!

Berlin, 19. März 2013

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

seien Sie sehr herzlich willkommen zur Verleihung der Gottfried Wilhelm Leibniz-Preise, die wir auch in diesem Jahr in diesem schönen Saal der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften feiern wollen, in einem Saal, der – genau wie dieser wichtigste Förderpreis der DFG – an den Initiator der Akademie erinnert, die sich ja auf Leibniz' *Berliner Societät der Wissenschaften* zurückführt.

Es ist freilich weniger das wissenschaftsorganisatorische Talent des Akademiegründers oder Bibliothekars, was Gottfried Wilhelm Leibniz als *heros eponymos* unseres Preises so geeignet sein lässt. Es ist vielmehr sein exemplarisches Erkenntnisvermögen, das in alle Felder des wissenschaftlichen Wissens um 1700 ausgreift, ihre Grenzen weitet und sie systematisch aufeinander zu beziehen sucht.

So verkörpert Leibniz für uns eine Einheit des wissenschaftlichen Wissens. Diese Einheit können wir heute freilich längst nicht mehr im einzelnen Erkenntnissubjekt hergestellt finden. Dazu ist die moderne Wissenschaft bei weitem zu komplex. Dazu beruht ihre weltverändernde Kraft zu sehr darauf, dass sie sich immer weiter in die Verschiedenheiten ihrer Erkenntnisfelder, Erkenntnisweisen und Erkenntnisinteressen auseinanderentwickelt. Doch als eine regulative Idee wissenschaftlichen Tuns ist die Einheit der Wissenschaft nach wie vor ganz unverzichtbar, selbst wenn sie sich nicht mehr – wie noch bei Leibniz – in einem oder einer Einzelnen verkörpern kann.

Auch dies ist übrigens ein Grund, warum wir mit dem Leibniz-Preis eine – freilich höchst exklusive – *Gruppe* von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ehren. Und es ist mir eine besondere Ehre, Sie Frau Merklein, Frau von Mutius, Herrn Bauer, Herrn Dikic, Herrn Glorius, Herrn Güntürkün, Herrn Hegemann, Herrn Moessner, Herrn Ntziachristos, Herrn Raphael und Herrn Rosch aus diesem Anlass hier und heute begrüßen zu dürfen.

Mit großer Freude heiße ich auch Frau Bundesministerin Wanka herzlich willkommen: Schön, liebe Frau Wanka, dass Sie unserer Einladung heute folgen konnten, und vielen Dank dafür, dass Sie anschließend das Wort an die Festversammlung richten werden. Und vielleicht darf ich die Gelegenheit nutzen und hinzufügen: Alle guten Wünsche für Ihr neues Amt als Bundesministerin für Bildung und Forschung; es freut mich sehr, dass wir auch künftig – in geänderten Konstellationen und Funktionen – werden zusammenarbeiten können.

Mit gleicher Freude begrüße ich Sie, liebe Frau Ministerin Kunst, und danke Ihnen herzlich dafür, dass Sie der Bitte von Frau Ministerin Ahnen nachkommen und namens der Gemeinsamen Wissenschaftskonferenz ein Grußwort zur Verleihung der Leibniz-Preise sprechen.

Meine Damen und Herren, denken müssen wir stets mit unserem eigenen Kopf. Aber der intensive Austausch mit anderen, mit denen wir unsere Erkenntnisprozesse oder überhaupt unser Leben teilen, er ist doch zugleich für unser eigenes Denken konstitutiv. Ich finde es deshalb schön und angemessen, verehrte Preisträgerinnen und Preisträger, dass Sie Kolleginnen und Mitarbeiter, Angehörige und Freunde mitgebracht haben, die ich gleichfalls herzlich willkommen heiße. Kein Fest ohne Freunde!

Und auch kein Fest ohne Musik! Die macht heute Abend das *Jazz-Duo Night & Day*, nämlich Sidney Pfür mit dem Saxophon und Malte Weberruß mit der Gitarre. Auch Sie begrüße ich mit einem herzlichen Dank!

Kunst – ästhetische Gestaltung –, welchen Mediums sie sich immer bedienen mag, ist für das menschliche Weltverhältnis konstitutiv. Nicht weniger konstitutiv, wenn auch ein paar zehntausend Jahre jünger, ist wissenschaftliche Forschung. „Wir können ohne Wissenschaft nicht leben. Aber das ist selbst weithin eine Wirkung der Wissenschaft“¹, hat Hans Blumenberg geschrieben.

Und was treibt sie, die Wissenschaft, hervor? Vor allem anderen doch wohl das, was man etwa *curiositas* genannt hat: Also nicht irgendein naives, beliebiges Interessantfinden von diesem und jenem, sondern der reflektierte Versuch, in einem theoretisch bestimmten Problemrahmen Neues auf methodisch kontrolliertem Wege aufzufinden. Es ist diese theoretische Neugierde im Blumenbergschen Sinne, die jene Wissenschaft hervorbringt, die uns ihrerseits in besonderer Weise auf das Neue verpflichtet, sodass wir ihm durch Wissenschaft Genüge tun.

Denn darum geht es ja in der Wissenschaft: nicht nur um Wissen, das sich in praktischer Anwendung als richtig erweist oder das theoretisch mit einem Wahrheitsanspruch versehen werden kann, sondern vielmehr um wahres oder praktisch wirksames Wissen, insofern es *neu* ist.

¹ Hans Blumenberg, *Der Prozeß der theoretischen Neugierde*. Frankfurt/Main 1973, S. 9.

Und *neu* kann es in zweierlei Gestalt sein: einerseits gewiss als ein bislang Ungedachtes, das aber doch in dem Sinne erwartbar ist oder vorhergesehen werden kann, als es sich aus dem gegebenen Bestand an Wissen und Problemen extrapolieren lässt. Andererseits, nicht weniger wichtig als dieses noch Ungedachte ist freilich für die Wissenschaft das Neue als ein bislang ganz Undenkbare: jenes emphatisch Neue also, das sich nicht a priori als schlüssige Weiterentwicklung des gegebenen Wissens verstehen lässt, sondern das vielmehr den aktuellen Wissensstand seinerseits um- und ganz neu ordnet.

Die Innovationsforschung spricht von „Sprunginnovationen“ und sie sucht mit dieser Metapher eben dies zum Ausdruck zu bringen, dass dieses neue gegenüber dem alten Wissen inkommensurabel ist, dass man es von jenem her nicht hätte prognostizieren können.

Je emphatischer wir Wissenschaft verstehen wollen – und anlässlich der diesjährigen Leibniz-Preise wollen und können wir *sehr* emphatisch sein –, umso wichtiger werden – neben den vorhersagbaren – vor allem auch die unprognostizierbaren wissenschaftlichen Neuigkeiten.

Deswegen versuchen wir sie zu fördern, so gut wir können, in der DFG durch Akzentuierung der Grundlagenforschung über das gesamte Spektrum der Disziplinen hinweg, durch Gelegenheitsstrukturen, in denen sich Disziplinen, Forschungspraxen, Denkstile, Kulturen, soziale Rollen intellektuell möglichst produktiv gegenseitig irritieren können (denn das ist ja eigentlich gemeint, wenn in der Wissenschaft von Interdisziplinarität, Internationalität, Kooperation usw. die Rede ist).

Bei der Förderung des emphatisch Neuen entgehen wir allerdings kaum dem Risiko einer gewissen Paradoxie: Förderentscheidungen sind nämlich in der DFG (wie anderweit) in der Regel Entscheidungen über Projekte, also Entscheidungen über die Überzeugungskraft von Prognosen über zukünftige Forschung; die aber, so hatten wir eben gesagt, wird umso mehr dem Erkenntnisfortschritt gedient haben, je weniger ihre Einsichten vom Anfang her prognostizierbar gewesen waren.

Forschungsförderung – so gesehen – ist also ein paradoxes Unterfangen. Sie trifft Prognosen über etwas, das im Maße seines Erfolgs gerade nicht prognostizierbar ist. Und sie bearbeitet diese Paradoxie im Fall der DFG mit einem hoch differenzierten, äußerst ausgefeilten und mit aufwendiger Sorgfalt betriebenen (geradezu strukturell skrupulösen) System der Administration, der Begutachtung und der Entscheidung von Förderanträgen.

Wenn man es – so wie hier – für einen Moment mit fremdem Blick betrachtet, dann sieht man freilich nicht allein diese paradoxe Spannung von Vorhersagenmüssen und Unvorher-

sagbarkeiten, dann darf man zugleich wohl auch sagen, dass dieses System seine paradoxe Aufgabe eigentlich gar nicht schlecht bewältigt.

Dies aber liegt nicht zuletzt auch daran, dass man vor bald 30 Jahren in großer systematischer Klarheit und mit bestechender Weitsicht daran ging, für die allerbesten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler diese Regel um ihre Ausnahme zu ergänzen: also die Förderung zukünftiger Forschung nicht an *Prognosen* über sie zu binden, sondern sie vorzunehmen auf der Grundlage eines Urteils, das bei Anlegung höchster Maßstäbe die exzeptionelle Qualität *vergänger* Forschung feststellt und das so Vertrauen in die Erkenntniskraft jener herausragenden Forscherpersönlichkeiten begründet.

Das ist der Leibniz-Preis! Das ist sein ausgezeichneter Ort im System der Forschungsförderung! Und deswegen ist er eine so besondere Auszeichnung: Die Gratulation für die Außerordentlichkeit des bisher Geleisteten paart sich mit hoch gespannten Erwartungen an künftige Erkenntnisfortschritte – und mit erheblichen Mitteln, die sie wahrscheinlich werden lassen können.

Das Gottfried Wilhelm Leibniz-Programm der DFG – deswegen heißt es ja so – ist ein *Förderinstrument*. Es verheißt „märchenhafte Freiheit“² – aber dies doch allein um den Preis rigider Begrenzung: Man kann mit dem Preisgeld keineswegs machen, was man will. Wenn Sie es annehmen (was ich sehr hoffe und wünsche), dann dürfen Sie damit nichts anderes tun, als eben forschen! Dies allerdings in ausgezeichneter Weise und mit der Freiheit, ganz den Wegen zu folgen, auf denen Ihre theoretische Neugierde Sie führen mag, und wohin auch immer sie Sie führen mag.

Der Leibniz-Preis beendet nicht etwas, sondern er ist ein neuer Anfang. Und wir alle wünschen Ihnen sehr herzlich, dass Sie dessen Zauber verfallen, dass Ihre Erkenntniswege Sie ins Offene neuen Wissens führen, hin zu dem, was bisher ungedacht oder gar undenkbar war, so frei wie möglich von allerlei institutionellen Zwängen des modernen Wissenschafts-systems.

Auf dass es Ihnen eine Lust sei, zu forschen.

² DFG-Präsident Hubert Markl bei der ersten Preisverleihung 1986; siehe: Marco Finetti, Von märchenhafter Freiheit. 25 Jahre Spitzenforschung im Gottfried Wilhelm Leibniz-Programm, hrsg. von der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Bonn 2010.